

**REBEKKA
ENDLER**

**DAS
PATRIARCHAT
DER DINGE**

**WARUM DIE WELT
FRAUEN
NICHT PASST**

e_{BOOK} DUMONT

**REBEKKA
ENDLER**

**DAS
PATRIARCHAT
DER DINGE**

**WARUM DIE WELT
FRAUEN
NICHT PASST**

e_{BOOK} DUMONT

REBEKKA ENDLER

**DAS
PATRIARCHAT
DER DINGE**

**WARUM DIE WELT
FRAUEN
NICHT PASST**

DUMONT

eBook 2021
© 2021 DuMont Buchverlag Köln
Alle Rechte vorbehalten
Lektorat: Ulrike Ostermeyer, Berlin
Umschlaggestaltung: Lübbeke Naumann Thoben, Köln
Satz: Fagott, Ffm
eBook-Konvertierung: CPI books GmbH, Leck
ISBN eBook 978-3-8321-7091-2

www.dumont-buchverlag.de

Für Wanda

INKLUSIVES VORWORT

Es gibt diese Geschichte, wie eine alte Frau in Pompei mich einmal mit einem Wischmopp verdroschen und als »puttana« beschimpft hat, weil ich auf dem Männerklo pinkeln war und mich nicht in die lange Schlange vor der Frauentoilette eingereiht hatte. Ich habe sie in den letzten fünfzehn Jahren häufig erzählt, sie ist meine kleine Anekdote darüber, welchen Preis meine Unangepasstheit einmal gehabt hat. Das Fazit der Geschichte lautete bisher in etwa so: Wie antiquiert und reaktionär ist doch das Weltbild dieser Frau, und ja, auch länder- und generationenspezifische Kulturunterschiede spielen bestimmt eine Rolle. Hin und wieder diente die Geschichte auch als Beispiel dafür, wie Frauen sich gegenseitig in den Rücken fallen, statt Verständnis für den alltäglichen Struggle des Frauseins aufzubringen. Von alleine bin ich nicht darauf gekommen, dass der Kern des Problems allerdings ganz woanders liegen könnte.

Dann habe ich vor zwei Jahren einen fünfminütigen Radiobeitrag über »Potty Parity« gemacht, was noch nicht einmal meine Idee gewesen war, sondern ein Auftrag. Im Internet fand ich die Dissertation einer Frau, die über Toiletten-Designs promoviert und eigene Urinale für Frauen entwickelt hatte. Bettina Möllring, Professorin für Industriedesign in Kiel, erzählte mir so viel über die Geschichte der Toiletten und all die patriarchalen Ungerechtigkeiten, die unseren Alltag prägen, dass ich das unmöglich alles in fünf Minuten unterbringen konnte. Also machte ich das, was ich immer mache, wenn ich das Gefühl habe, auf journalistisches Gold gestoßen zu sein: Ich recherchierte weiter, und als die Sache rund war, schlug ich meine Geschichte über den Zusammenhang von öffentlichen Toiletten und Patriarchat einigen Redaktionen vor, die längere Formate betreuen (Radio und Print), und erhielt – Absagen. Da es ums Pinkeln ging, mangelte es nicht an Wortspielen: Das Thema habe keine große Dringlichkeit (höhö),

Geschichten über Urinale hätten in der Redaktion ein schweres Standing (höhö) ... Aber meine Lieblingsabsage lautete schlicht: Das Thema habe weder politische noch gesamtgesellschaftliche Relevanz. Wie grottig muss ich meinen Pitch angepriesen haben, wenn das dabei herauskommt!

Oder bin ich da versehentlich auf etwas anderes gestoßen? Bettina Möllring hat mir von dem Widerstand erzählt, mit dem sie seit Jahrzehnten zu kämpfen hat, wenn männliche Entscheidungsträger die Wichtigkeit von gleichberechtigtem Pinkeln mit einem beschwichtigenden Lächeln abtun – die Politik hat Wichtigeres zu tun, als sich mit so einem *Pipifax* zu beschäftigen. Es fühle sich an wie ein Kampf gegen Windmühlen, so Möllring. Kämpfte ich jetzt etwa auch gegen Windmühlen? Bloß dass *meine* männlichen Entscheidungsträger Redakteure und keine Politiker waren?

Bingo.

Dieses Buch ist also meine Rechercheise quer durch die tief verwurzelten patriarchalen Ideen, die unsere Gesellschaft prägen, und über ihren Einfluss auf das ganz alltägliche Design in unserer Umwelt und in unserem Leben. Es ist auch ein Buch über die Wut, die all jene verspüren, die damit begonnen haben, an den bestehenden Strukturen, Ideen und Designs zu rütteln – und darüber, wie sie lernen, mit dem Backlash der patriarchalen Übermacht umzugehen.

Die Geschichte des patriarchalen Designs geht so: Der Mann ist das Maß aller Dinge. Wortwörtlich. Was reale Unannehmlichkeiten¹ für mindestens 50 Prozent der Bevölkerung bedeutet. Und nicht nur in der Kloschlange. Wer überlebt einen Autounfall? Wer eine Krankheit? Was ist überhaupt eine Krankheit und was nicht? Warum ist Sprache so, wie sie ist? Warum ist Sport so anders, je nachdem, ob Frauen oder Männer ihn betreiben? Für wen ist eine Stadt gebaut? Wieso sind alle großen Straßen männlich? Warum haben meine Jeans unbrauchbare Taschen? Warum ist das Internet so, wie es ist?

Bei der Recherche ist mir schnell klar geworden, dass ich kein Buch über das Patriarchat schreiben kann, ohne auch gleichzeitig über Kapitalismus und Diskriminierung zu schreiben. Denn viele der Geschichten zeigen: Im

Zentrum steht immer der Machterhalt. Und wer hat die Macht? Reiche Menschen. Weiße Menschen. Männer. Die meiste Macht entfällt auf den reichen, weißen cis Mann.

Ich habe mit vielen unterschiedlichen Frauen aus unterschiedlichen Generationen für dieses Buch gesprochen. Nur Frauen, das hat sich so ergeben und war nicht von Anfang an geplant, allerdings habe ich schnell gemerkt, dass meine Interviewanfragen bei Männern sonderbare Reaktionen auslösten, auf die ich kurz gesagt schlicht keine Lust hatte.^{II} Lieber Spaß bei der Arbeit haben und mit Wissenschaftlerinnen, Expertinnen, Pionierinnen, Aktivistinnen, Frauen sprechen, die im Laufe ihres Lebens auf Hindernisse gestoßen sind und beschlossen haben, daran zu arbeiten, sie aus dem Weg zu räumen – für sich und für die Personen, die folgen werden. Denn, so viel steht auch fest, aus ihren Geschichten und Erfahrungen sind abseits der betonierten Wege neue Trampelpfade entstanden, die hoffentlich für die kommenden Generationen leichter zu beschreiten sind. Ein Spaziergang durchs Leben für jede und jeden lautet das Versprechen am Ende des feministischen Regenbogens. Ist doch klar!

Aber im Ernst: Ich glaube, wenn wir es schaffen, auch jenseits von akademischen Diskursen und der eigenen progressiven Blase Gespräche über diese Mechanismen in Gang zu setzen, also Aufmerksamkeit auf diese Dinge zu lenken, gewinnen wir alle etwas. Dafür können die Beispiele in diesem Buch ein Anfang sein, es ist kein umfassendes Inventar oder gar eine Enzyklopädie des patriarchalen Designs, denn viel größer als die Menge der Dinge, die hier vorkommen, ist die Menge der Dinge, auf die ich nicht gestoßen bin oder die ich platzbedingt weglassen musste.

Irgendwann im Laufe der Schreiberei fragte mich mein Steuerberater, warum ich denn gerade so wenig Radio mache, und als ich ihm erklärte, dass ich gerade ein Buch über patriarchales Design schreiben würde, war seine Reaktion: »O Gott, muss ich jetzt Angst haben?«^{III}

Diese Angst, die Männer heimsucht, sobald Frauen Missstände offenlegen, ist in meiner Recherche allgegenwärtig gewesen. Anfang Mai 2020 veröffentlichte das Funk-Kollektiv STRG_F auf Youtube eine Doku über ein verwandtes Thema, den #GenderDataGap. Impulsgeber ist ein

Buch von Caroline Criado-Perez mit dem Titel *Unsichtbare Frauen*, in dem es darum geht, dass wissenschaftliche Erhebungen, die oft am Anfang von Forschung und Entwicklung stehen, größtenteils von männlichen Daten ausgehen.¹ Aus diesem Datenungleichgewicht, das historisch gewachsen ist und sich bis heute hartnäckig hält, ist eine Welt auf männlicher Datenbasis, also aus männlich normierten Berechnungen geworden. Die Doku von STRG_F erhielt innerhalb der ersten Tage auf Youtube mehr als doppelt so viele schlechte Bewertungen wie positive. Und mehrere Tausend wütende Kommentare, hauptsächlich von Typen, die den Eindruck erwecken, die Macher:innen des Films wollten ihnen persönlich etwas wegnehmen.

Männliche Privilegien, so hartnäckig sie sich in unserer patriarchalen Welt halten, so fragil scheinen sie auch zu sein. Der Beweis findet sich in jeder Kommentarspalte unter jeder beliebigen feministischen Veröffentlichung.

Ein langjähriger Freund und älterer Kollege, mit dem ich in unregelmäßigen Abständen über den Recherche- und Schreibprozess gesprochen habe, meinte, ich müsse aufpassen, dass dies kein »biestiges« Buch werde. Abgesehen davon, dass »biestig« gleich neben »zickig« in den Giftschränk der sexistischen Adjektive gehört und mit Sicherheit noch nie als Ratschlag für die Tonalität eines Buches von einem männlichen Autor bemüht wurde, zeigt sich daran noch etwas anderes: Ungerechtigkeit zu bemerken und aufzuschreiben ist in Ordnung, doch wenn daran eine Emotion geknüpft ist, dann bitte nicht so etwas Negatives und unweibliches wie Wut – denn das macht es dann »schwerer, ernst genommen zu werden«. »Da werden Weiber zu Hyänen«, schrieb Friedrich Schiller 1799 in *Das Lied von der Glocke* – gefährliche Anarchie, wo kämen wir denn hin, wenn wir Frauen uns von Gefühlen leiten ließen. Schlicht unweiblich, nein unmenschlich, ja animalisch.

Soraya Chemaly schreibt in ihrem Buch *Speak out!: Die Kraft weiblicher Wut*, dass wir in einer Gesellschaft leben, die ganz großartig darin ist, die weibliche Wut zu pathologisieren, anstatt sie ernst zu nehmen und in ihr das Potenzial für den Wandel zu sehen, den wir erleben möchten.²

Wir lernen von klein auf, dass Wut hässlich ist und dass wir Frauen, wenn uns Ungerechtigkeit widerfährt, zwar um Hilfe bitten oder traurig sein dürfen, aber bitte nicht wütend. Logisch: Traurigkeit ist passiv. Eine traurige Frau leidet als Opfer, von ihr geht keine Gefahr für die bestehende Ordnung aus. Wut hingegen hat Aktivierungspotenzial. Wut kann Motivation für ein Buch sein. Oder, wie die amerikanische Frauenrechtlerin und Schriftstellerin Audre Lorde schrieb: »Wut kann zu etwas wachsen, das sich auf die Gesellschaft wie ›corrective surgery‹ auswirkt.«³ Wenn die Nasenscheidewand so schief ist, dass der Mensch nicht mehr atmen kann, muss die Nase erst gebrochen werden, bevor es besser wird ...

Die Wut, die zu diesem Buch geführt hat, habe ich also nicht zensiert, sondern vor meinen Karren gespannt. Aber gleichzeitig habe ich versucht, das fragile männliche Ego mitzudenken und Nasen mit Vorsicht zu brechen – denn wie David Graeber in seinem Buch *Bürokratie. Die Utopie der Regeln* bemerkt hat, reagieren Männer allein auf den Vorschlag, es könnte eine andere Perspektive als ihre eigene geben, gewohnheitsmäßig so, als wäre ihnen allein durch die Erwähnung bereits Gewalt angetan worden.⁴

Trotz des gelegentlichen Impulses, alles plattmachen zu wollen, glaube ich fest daran, dass feministischer gesellschaftlicher Wandel inklusiv sein muss. Also für *alle* Menschen einen Zugewinn an Lebensqualität zu bieten hat. Von einem Auto, das so designt ist, dass es bei einem Aufprall nicht nur den Fahrer, sondern auch die Fahrerin bestmöglich schützt, profitieren alle, die Männer inklusive. Denn wer hat nicht gerne eine lebendige Frau, Freundin, Mutter, Tochter, Schwester etc., und zwar ungeachtet ihrer Hautfarbe und Religion, ihres Kontostandes oder ihrer sexuellen Orientierung. Und wenn wir diesen Gedanken konsequent zu Ende denken, kommen wir automatisch beim Intersektionalen Feminismus an.

Dieser Begriff geht auf die amerikanische Bürgerrechtlerin und Juraprofessorin Kimberlé Crenshaw zurück, die ihn vor mehr als 30 Jahren geprägt hat – als »Linse oder Prisma, das verdeutlicht, wie verschiedene Formen von Ungleichheit miteinander verknüpft sind und sich gegenseitig verschlimmern. Nicht jede Ungleichheit wird auf die gleiche Art und Weise

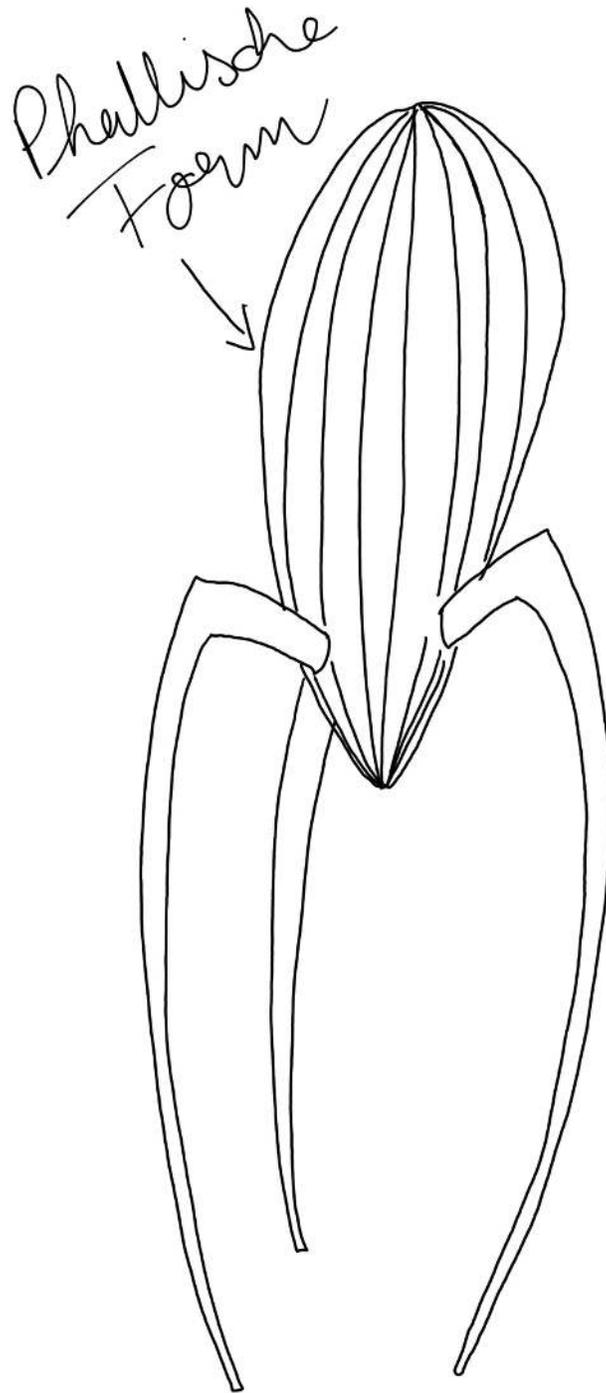
erzeugt.«⁵ Es geht darum, die Beziehung zwischen den verschiedenen Mechanismen der Machtzentrierung zu untersuchen, indem ein besonderer Fokus auf Menschen gelegt wird, die sich an den Schnittstellen gleich mehrerer Diskriminierungserfahrungen befinden, zum Beispiel Sexismus, Armut und Hautfarbe. Beispiel: Was nützt es der migrantischen Frau, die den Lebensunterhalt mit Putzen verdient und in prekären Verhältnissen ohne Altersvorsorge lebt, wenn die Frau, für die sie die Hausarbeit erledigt, als Managerin in Power-Suits Glasdecken durchbricht? An ihrer Situation ändert sich dadurch rein gar nichts. Gleichberechtigung und soziale Teilhabe sickern nicht von alleine von oben nach unten durch, im Übrigen genauso wenig wie Wohlstand durch Steuererleichterungen für die Reichen.

Dies ist kein Buch über feministische Theorie, denn darüber haben schon andere geschrieben (lesen Sie deren Bücher!). Es ist vielmehr ein Buch über das Leben, die Praxis, den Alltag.

Ein erfolgreicher Feminismus darf nicht bloß zweckdienlich für mich, die weiße, privilegierte, heterosexuelle cis Frau, sein, sondern muss *jede* Ursache von Diskriminierung und Unterdrückung ansprechen und bekämpfen, das heißt nicht nur Sexismus, sondern auch Diskriminierung aufgrund von Hautfarbe, Alter, Körperbeschaffenheit, sexueller Orientierung, Religion^{IV} ... Nicht all diese Themen finden sich hier wieder, dazu ist das Buch nicht umfangreich genug und mein Wissen zu begrenzt. Aber, keine Sorge, erhellende Literatur für ein tieferes Verständnis von Intersektionalem Feminismus lässt sich leicht finden!

Ob ich so etwas wie die »phallische Saftpresse von Philippe Starck« meine, wurde ich vor Kurzem von einer Künstlerin gefragt, als ich ihr erzählte, dass ich über Design schreibe. Ich googelte, und nein: Es wird zwar an einigen Stellen auch um Design in Phallusform gehen, aber eine kultige, wenn auch sichtlich unpraktische Saftpresse fällt für mich nicht unter meine Definition von patriarchalem Design, da dieses Design für alle Nutzer:innen gleichermaßen unpraktisch ist, jedenfalls, soweit ich es den Online-Produktrezensionen entnehmen konnte. Es diskriminiert nicht zwischen Mann und Frau, zwischen weiß und nicht weiß, jung und alt – es ist einfach

nur eine Designer-Saftpresse, die mangelhaft funktioniert. Function follows form. Und dass dieses Ding in all seiner Fehlerhaftigkeit, wäre es von einer Frau entworfen worden, wahrscheinlich nie einen solchen Kultstatus erreicht hätte, mag an den Strukturen des Patriarchats liegen, ist aber an sich kein patriarchales Design.



Unpraktische Saftpresse, aber kein patriarchales Design

Design ist die Form, die wir unseren Ideen geben. Alles, was menschengemacht ist, ist gestaltet. Es umfasst sowohl die Dinge der materiellen Welt – wie Autos, Sextoys, Bohrmaschinen, Fahrräder, Klamotten – als auch die nicht materiellen Dinge wie soziales Design: den

öffentlichen Raum, die Stadtplanung, aber auch Sprache, Gesetze und Politik. Ein weiterer, großer und stetig wachsender Bereich, in dem Ideen eine Form erhalten, ist das Internet, sind die sozialen Medien, Algorithmen, Community-Richtlinien und was sonst noch so in diesen Cyberspace^V gehört.

Es ist ein Buch darüber, warum die Welt so ist, wie sie ist, und warum vielen Menschen^{VI} das nicht passt. Und darüber, was wir tun können, um sie zu verändern. Es ist die Geschichte des Blümchenkleides, genau wie die der Fußballschuhe, die Geschichte von Videospiele, Sex und Religion. Es geht einerseits um völlig sinnlos gegendertes Design, um Ideen und Erfindungen mit dem alleinigen Zweck, die Frau im Zaum zu halten. Es geht aber auch um sinnlos *ungegendertes* Design, das Frauen daran hindert, ihr Potenzial auszuschöpfen, sei es Leistung zu erbringen oder schlicht zu überleben. Und es geht darum, wie das patriarchale als das grundlegende Design hinter fast allem steht, was uns umgibt.

Aber fangen wir mit dem Anfang an.

SPRACHKONSTRUKTE

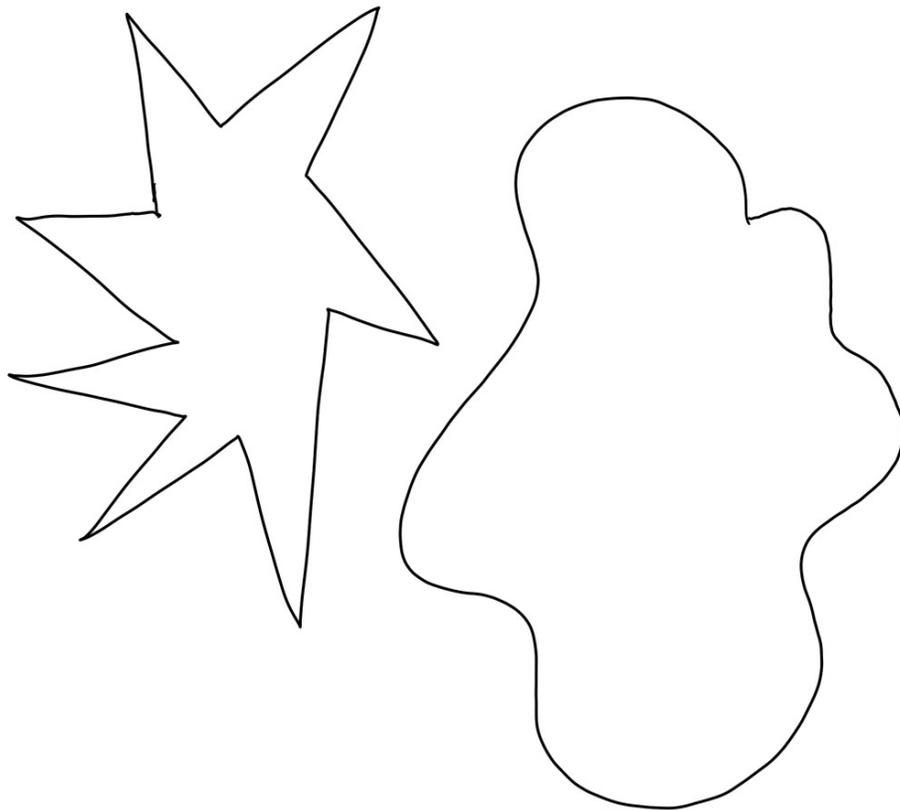
Am Anfang war das Wort. Noch bevor wir als Kleinkinder der 1980er-, 1990er- oder 2000er- Jahre in Lackschühchen oder Ninja-Turtle-Pullover gesteckt wurden, lernten wir vom allerersten Tag an Sprache, unsere »Muttersprache«. In meinem Fall war das Französisch, da ich aber außer mit meiner Mutter und meinem Bruder sonst mit niemandem Französisch gesprochen habe, wurde meine Muttersprache mit der Einschulung mehr und mehr durch das in Deutschland ja wesentlich praktischere Deutsch abgelöst. Sprache ist sehr viel mehr als eine Aneinanderreihung von Silben und Wörtern, in ihr stecken Ideen, die wir als gesellschaftliches Kollektiv mehrheitlich teilen, einprogrammiert wie ein Code, nicht immer sichtbar, hörbar, dennoch formen sie uns. Ein paar dieser Codes habe ich mir etwas genauer angeschaut, den Anfang macht die Binarität.

Linguistischer Völkerball

Die Einteilung in weiblich und männlich^I ist in den europäischen Sprachen allgegenwärtig. Aber die Idee von zwei einander entgegengesetzten Kategorien ist nicht biologisch, sondern sozial konstruiert. Geschlechteridentitäten, existieren sowohl dazwischen als auch jenseits der gesellschaftlichen Schubladen, die wir in der Mehrheitsgesellschaft dafür vorgesehen haben.

Erst mal müssen wir zwischen Sex und Gender unterscheiden, zwischen Biologie^{II} und Soziologie. Beides, Sex und Gender, findet sich in patriarchalem Design wieder, aber in Bezug auf Sprache geht es in erster Linie um Gender, also darum, was ich, was unsere Nachbar:innen, Erzieher:innen und Modedesigner:innen etc. unter weiblich und männlich verstehen, also um die sozial konstruierte Idee davon, welche Eigenschaften

zu welchem Geschlecht gehören. Und bloß weil »Geschlecht« konstruiert ist, heißt es ja nicht, dass es nicht da ist. Dass die Konsequenzen nicht real sind. Meistens bedeutet es sogar genau das Gegenteil: Unsere Ideen-Konstrukte sind um einiges robuster als Stein-Konstrukte wie Denkmäler, die sich auch einfach abreißen lassen.



Wer ist Bouba und wer ist Kiki?

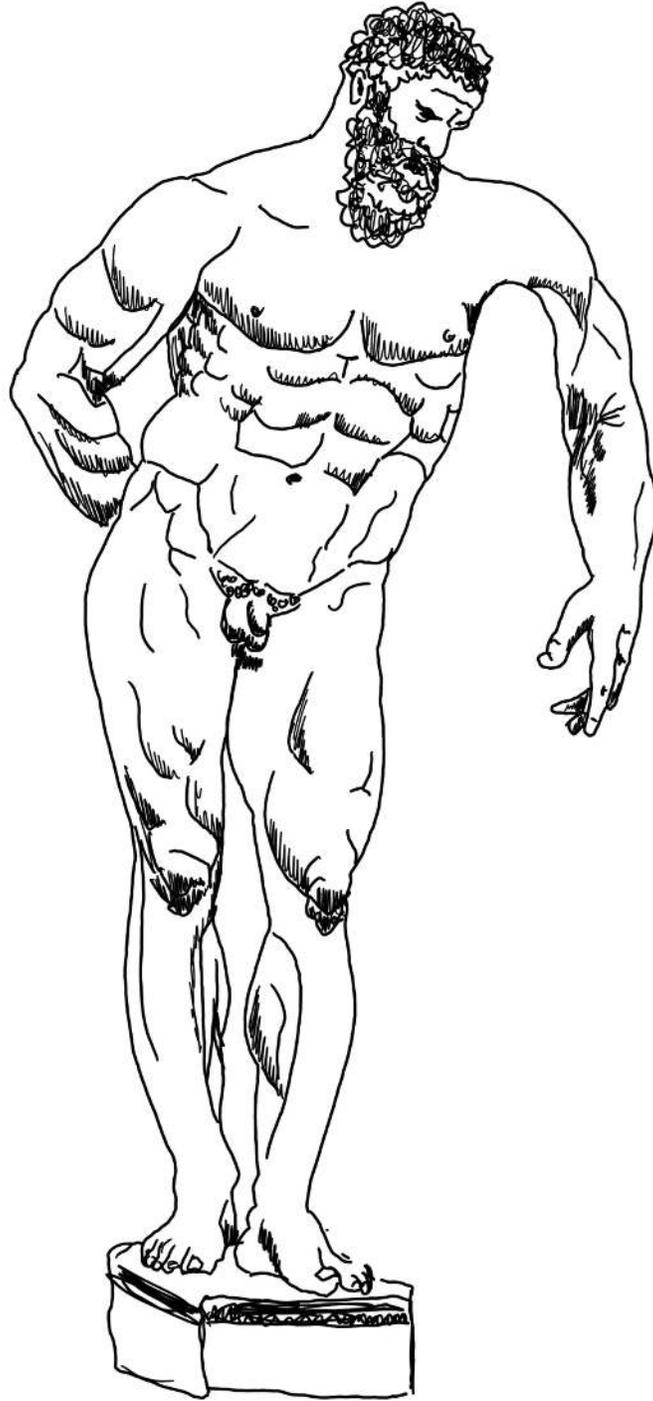
Nehmen wir ein sprachliches Beispiel dafür, wie die Verknüpfung von Sprache und Welt funktioniert. Seit knapp 100 Jahren existieren Bouba-&-Kiki-Experimente. Die Mehrheit der Menschen (je nach Studie bis zu 98 Prozent) kann den beiden willkürlichen Formen die Namen Bouba und Kiki zuordnen^{III}, und zwar ungeachtet ihres Kulturkreises. In einigen Versuchen wurden Bouba und Kiki dann auch noch bestimmte Eigenschaften wie »gemütlich« oder »lustig« zugewiesen, und auch da gab es erstaunliche Übereinstimmungen.

Was hat das mit weiblich und männlich zu tun? Nun, ähnlich wie Bouba und Kiki sind auch Vorstellungen darüber, was weiblich und männlich ist, total willkürlich, und dennoch herrscht ein großer gesellschaftlicher Konsens darüber, in welche Gehirnschublade Eigenschaften einsortiert werden. Aber anders als Bouba und Kiki, deren Namensgebung konsequenzlos bleibt, da sich keine:r der beiden für eine Führungsposition bewerben und auch keine Bahnhaltestelle nach ihr:ihm benannt wird, haben unsere sprachlichen Zuschreibungen von Geschlechtereigenschaften Auswirkungen auf das Miteinander.

In *The Last Bohemians*, einem meiner vielen Lieblingsinterviewpodcasts, interviewt Ali Gardiner in einer Folge die feministische Filmemacherin Vivienne Dick, und als es um ihren Umzug von Irland nach New York als junge Frau in den späten 1970er-Jahren geht, sagt Gardiner anerkennend zu Dick: »It takes *balls* to do that«^{IV}. Hm ...

Ich glaube nicht, dass ein Hodensack zur Grundausstattung für ein aufregendes, unkonventionelles Leben gehört, aber ich verstehe gut, warum es für das Patriarchat von Vorteil ist, diese Assoziation zu kultivieren. Es ist tatsächlich eine Frage der Kultur: In so vielen Sprachen benutzen wir Synonyme für Hoden, um auszudrücken, dass eine Person besonders mutig ist.^V Eier in der Hose haben, *avoir des couilles* ... Und 1932 nutzte Ernest Hemingway in seinem berühmten Roman *Tod am Nachmittag* zum ersten Mal *cojones*, um den Mut eines Stierkämpfers zu beschreiben⁶, clever, weil Stierkampf gleich Spanien, ergo mutige spanische Hoden. Aber männliche Genitalien wurden in der westlichen Kultur schon sehr viel früher als *die* Quelle für Edel- und Wagemut identifiziert. Im England des 16. Jahrhunderts wurde darüber philosophiert, ob der Hodensack nicht nur Samen enthalte, sondern eben auch das, was den Mann zum Mann mache: physische Stärke und virile Tugenden, alles praktisch in ein Säckchen verpackt und unter den Penis zwischen die Beine gehängt. Interessanterweise schienen sich die alten Griechen eher uneins über die Frage zu sein, inwieweit die Größe des Hodens ein Indikator für den Mut einer Person ist. Zwar kommt der am häufigsten verwendete Mut-Begriff »andria« von »anēr«, Mann, und in antiken Komödien finden sich sowohl

Figuren mit riesigen Hoden, die Potenz verkörpern, als auch solche, denen die Hoden fehlen, Zeichen eines Daseins als Schwächling. Andererseits schien man sich aber auch Gedanken um die Ausprägung toxischer Männlichkeit zu machen, die von zu großen Testikeln herrühren könnte. Mangelnde Selbstkontrolle und lüsternes, gefährliches Verhalten zum Beispiel, weshalb so viele Helden in der griechischen Kunst eher so etwas in der Größe kleiner Muskatnüsse zwischen den Beinen hängen haben. Gleiches gilt übrigens auch für die Penisgröße – je tugendhafter der Held, desto kleiner sein gesamtes Gehänge. Über diese Vorstellung von »Eier gleich Mut« stolpert man leicht, auch, weil es so plakativ ist. Aber die deutsche Sprache ist voller impliziter Geschlechterzuschreibungen. Ein anderes hässliches Beispiel: Anfang Februar 2020, am Tag nach dem Coup, durch den der thüringische Ministerpräsident aus den Reihen der FDP mithilfe von AfD-Stimmen gewählt worden war, sprach der Bundesvorsitzende der Liberalen Christian Lindner davon, dass Thomas Kemmerich »übermannt« worden sei. Aus diesem Grund sei er – und das sind meine Worte – nicht mehr *Herr* seiner selbst gewesen und habe die Wahl angenommen, obwohl ihm da schon hätte klar sein müssen, dass dies ein Fehler war.



Herkules mit tugendhafter Ausstattung

Mal abgesehen davon, dass diese ganze Chose mittlerweile Geschichte ist und Kemmerich hinlänglich bewiesen hat, wes Geistes Kind er ist, lohnt es sich, kurz über »übermannen« nachzudenken. »Übermannt werden« ist

nämlich eine der wenigen männlichen Optionen, Gefühle zu äußern beziehungsweise sie überhaupt zuzulassen – weil Mann nicht die Wahl hat. Die angebliche Schwäche wird in diesem Kontext als eine kriegerische Niederlage inszeniert.

Die Römer werden regelmäßig von Asterix und Obelix übermannt – eine Naturgewalt (beziehungsweise eine dank Zaubertrank übernatürliche Gewalt) bricht über den Mann herein und hinterlässt ihn vollkommen machtlos, daher auch die grammatikalische Passivkonstruktion. Ich habe geschaut, welche Wörter am häufigsten in Kombination mit »übermannt« verwendet werden, in alphabetischer Reihenfolge sind es die folgenden: Begeisterung, Drang, Emotion, Erregung, Freude, Frühlingsgefühl, Furcht, Gefühl, Glücksgefühl, Heimweh, Leidenschaft, Lust, Mitleid, Müdigkeit, Nostalgie, Rausch, Rührung, Scham, Schlaf, Schmerz, Sehnsucht, Trauer, Träne, Verzweiflung, Wut, Zorn. Man könnte auch sagen: »Übermannt zu werden« ist eine männlich-akzeptable Art des Kontrollverlustes, da sie von außen und sozusagen kriegsbedingt zugefügt wird.

Wenn eine Frau es schafft, männlichen Kriterien zufolge irgendetwas zu leisten, ohne dabei ihre typisch weiblichen Tugenden zu vernachlässigen^{VI}, wird sie gerne als »echte Powerfrau« angepriesen. Die Powerfrau steht auf einem Sockel, auf den meist Männer sie gestellt haben^{VII}, nach dem Motto: Schaut her, wenn Frau will, dann kann auch sie Kraft und Macht ausstrahlen. Aus männlicher Sicht ein Vorbild für all jene Frauen, die meckern und sich von den Erwartungen an Karriere und Familie überfordert fühlen. Nicht so die Powerfrau, denn sie hat ja Power und signalisiert: Hey, alles prima!

Wie absolut patriarchal, paternalistisch und lächerlich das ist, würde schnell klar, wenn wir anfangen, irgendwelche Männer, die in ihrem Leben schon mal etwas geleistet haben, als »echte Powermänner« zu bezeichnen. Kai Pflaume, Moderator, Werbe- und Stilikone, Familienvater – ein »echter Powermann«!

Apropos Familienvater ... Was machen eigentlich all die Familienmütter da draußen? Ach, ich vergaß – die Frau kümmert sich ja ohnehin um die Familie, weil Care-Arbeit in ihrer Natur liegt, anders als bei Männern, die

sich bloß gegen ihren Instinkt nicht wie absolut egoistische Arschlöcher verhalten. Familienmutter ist also einfach keine hervorstechende Eigenschaft.

Ich könnte noch eine lange Liste von Beispielen anbringen, aber ehrlich gesagt wäre das weder besonders informativ noch unterhaltsam. Der Erkenntnisgewinn sollte also nicht in der Menge liegen, sondern eher darin, dass wir uns klarmachen, was unsere Worte ausdrücken und anrichten.

Ein Beispiel habe ich aber noch: 1996, ich war in der 6. Klasse, und irgendein Lehrer dirigierte ein Völkerballspiel. Jungs gegen Mädchen, oder wie er sagte: »herrlich« gegen »dämlich«. Während die meisten Jungs sich köstlich über diesen Prä-Mario-Barth-Humor amüsierten, schauten wir Mädchen verschämt zu Boden und rüsteten uns innerlich für die unvermeidbare Niederlage. Mit Bällen abgeschossen zu werden, das war die eine Sache, aber uns in unseren Bemühungen »dämlich« zu nennen, war die größere Demütigung. Mein vorpubertäres Ich spürte zum ersten Mal bewusst den Puls im Hals schlagen, so wütend war ich! Herren – herrlich, Damen – dämlich, so flach und gemein kann Sprache doch nicht sein!

Auch wenn das natürlich etymologischer Quatsch ist: Was blieb, ist das Gefühl, dass Worte länger wehtun können als ein Ball mitten in die Fresse.

Die Spione machten sich auf den beschwerlichen Weg durch die laue Nacht.

Einigen Frauen wurde dabei zu warm, und sie zogen ihren Trenchcoat aus.

Den Stein des Anstoßes ins Rollen bringen

Selbst Typen, die behaupten, »alles, was nicht generisches Maskulinum ist, ist unschön und stört den Lesefluss« – und davon gibt es immer noch viele –, müssen doch merken, dass ihr Gehirn beim zweiten Satz gedanklich zurückspringt, um nachträglich das Bild im Kopfkino zu korrigieren.

Der viel zitierte Sokrates sagte einst, dass, wer in der Sprache nicht vorkomme, dies auch nicht im Bewusstsein tue. Und etwa 2400 Jahre später stellen wir fest: Ja, das stimmt, und daran hat sich nicht viel geändert. Das heißt aber nicht, dass alle Frauen sich bis dato mit ihrer Unsichtbarkeit abgefunden hätten. Auftritt Marlies Krämer^{VIII}: Wenn OG für Original Gangster steht, dann ist Krämer so etwas wie eine OF, eine Original Feminist. Damit meine ich allerdings nicht, dass sie eine der ersten feministischen Denkerinnen ist. Es ist eher so, dass alles im Lebensweg der 1937 im saarländischen Illingen geborenen Krämer darauf hindeutet, dass sie nicht durch Schriften oder Lehren feministischer Ikonen radikalisiert wurde, sondern aus sich selbst heraus, durch die eigene, unmittelbare Lebensgeschichte. Ihr Vater verwehrte ihr das Studium, es folgte eine Ausbildung zur Verkäuferin, und mit Mitte dreißig wurde sie Witwe, alleinerziehend mit vier Kindern. Krämer hat viele Baustellen des Feminismus am eigenen Leib erlebt: kostenlose, unsichtbare Care-Arbeit, ungleiche Bildungschancen, Leben in prekären Verhältnissen, das Gefühl, für Entscheidungsträger:innen unsichtbar zu sein ... Irgendwann hat sie beschlossen, sich zu wehren. Es begann 1990, als sie sich weigerte, der Inhaber ihres neuen Reisepasses zu sein. Das sei nicht sie, Frau Marlies Krämer, also unterschrieb sie nicht. Es dauerte sechs Jahre und brauchte mehrere Unterschriftensammlungen, bis der Bundesrat nach EU-Verhandlungen entschied, dass es von nun an Inhaber *und* Inhaberinnen von Personaldokumenten geben sollte. Ein erster kleiner Erfolg, mit dem sie sich aber nicht zufriedengeben wollte. Schließlich, seien wir mal ehrlich, wird das Leben einer Frau Krämer nicht allein dadurch besser, dass sie nun offiziell *Inhaberin* eines Ausweisdokuments ist. Erst recht nicht in den 1990er-Jahren, als die Debatte um geschlechtergerechte Sprache gerade erst

begonnen hatte und die ersten größeren Veränderungen noch fast drei Jahrzehnte entfernt waren.

Was Sokrates schrieb und Krämer empfand, belegen heute Studien: Frauen werden nicht automatisch mitgedacht, wenn sie unerwähnt bleiben. Wer also ständig Kunde sagt oder hört, der schließt unterbewusst aus, dass es auch Kundinnen gibt. Und dass eine Kundin möglicherweise andere Bedürfnisse, Prioritäten und Wünsche haben könnte als der durchschnittliche Kunde, bleibt damit ebenfalls unsichtbar.

»Mechaniker müssen in der Lage sein, viele Werkzeuge zu bedienen. Deswegen sollten sie keine langen Fingernägel haben.«

Diese beiden Sätze haben Teilnehmer:innen einer Studie aus dem Jahr 2002 auf Deutsch und Französisch gelesen, und dabei wurde gemessen, wie lange Personen brauchten, um den zweiten Satz zu verstehen. Beide Sprachen haben, im Gegensatz zu Englisch beispielsweise, ein grammatikalisches Geschlecht. »Mechaniker« ist also sowohl generisches Maskulinum als auch eine Bezeichnung für einen stereotyp-männlich assoziierten Beruf. Erst beim Lesen der »langen Fingernägel« wird klar, dass der Begriff sich in diesem Fall wahrscheinlich auf Männer *und* Frauen bezieht. Die Personen brauchten länger, um den zweiten Satz zu verstehen, als die Kontrollgruppe, die ebenfalls im generischen Maskulinum las, jedoch im Zusammenhang mit einem weiblich konnotierten und meistens auch weiblich gegenderten Berufsfeld wie »Callcenter-Mitarbeiter« oder »Kosmetiker«.⁷

Neben dem Argument, dass das schrecklich unpräzise und damit unpraktisch ist, funktioniert Sprache in unserem Kopf auch als Trigger für das Bewusstsein. Fragt man Menschen nach »geeigneten Politikerinnen und Politikern für die nächste Bundestagswahl«, so fallen Männern und Frauen weit mehr Frauen ein, als wenn man schlicht nach »Politikern« fragt. Auch die Frage nach berühmten »Schriftstellerinnen und Schriftstellern« förderte, wenig überraschend, auf Anhieb mehr Frauen aus den Untiefen der Gedächtnisse als das generische Maskulinum.⁸

Seit dem 12. Oktober 2020 hege ich die Vermutung, dass meine 42 Millionen Mitbürgerinnen und ich vogelfrei sind – Gesetzlose, die in

einem legislativen Niemandsland existieren. Denn an diesem Tag hat das Bundesinnenministerium (CDU/CSU) einen Gesetzesentwurf zum Sanierungs- und Insolvenzrecht des Justizministeriums (SPD) gestoppt – wegen verfassungsrechtlicher Bedenken –, weil dort von »Geschäftsführerin«, »Verbraucherin« und »Schuldnerin« die Rede war. Der Entwurf war, anders als sonst üblich, nicht im generischen Maskulinum, sondern im generischen Femininum verfasst worden, was den Koalitionspartnern so gar nicht goutierte. Ein Sprecher des BMI tat kund, dass der Entwurf »in ausschließlich weiblicher Begriffsform« rechtlich gesehen möglicherweise nur für Frauen gelte. Spannend! Gelten denn dann nicht möglicherweise gerade alle Gesetze nur für Männer? Das BMI sieht das nicht so, denn »das generische Maskulinum ist anerkannt für Menschen von männlichem und weiblichem Geschlecht«, so der Sprecher. Das generische Femininum sei hingegen »zur Verwendung für weibliche und männliche Personen bislang sprachwissenschaftlich nicht anerkannt«. Soso. Vereinfacht gesagt lautet das Argument: Das hat so zu sein, weil ... ja, weil ..., das haben wir immer schon so gemacht! Dass den Herren im Innenministerium dabei nicht klar wurde, dass ihr Argument problemlos auch gegen das generische Maskulinum verwendet werden kann, wäre bemerkenswert, wenn es nicht schon vor über 30 Jahren von der Sprachwissenschaftlerin Luise Pusch genauso beschrieben worden wäre.⁹ Pusch war die Erste, die der geschlechtlichen Absurdität in der deutschen Sprache die Bezeichnung »generisches Maskulinum« gab und das Problem anhand des folgenden Beispiels erläuterte: »99 Sängerinnen und 1 Sänger sind zusammen 100 Sänger (merke aber: 99 Birnen und 1 Apfel sind zusammen nicht 100 Äpfel, höchstens 100 Früchte!) Futsch sind die 99 Frauen, nicht mehr auffindbar, verschwunden in der Männer-Schublade.« Und auch die deutsche Rechtssprache ist kein in Stein gemeißeltes Regelwerk, sondern im ständigen Wandel, wie Anna Katharina Mangold, Professorin für Europäisches Recht an der Europa-Universität in Flensburg schreibt.¹⁰

Diesem Wandel ein wenig auf die Sprünge zu helfen, das wird wahrscheinlich die Intention der Bundesjustizministerin Christine

Lambrecht gewesen sein, als sie unter Zuhilfenahme eines schnöden Gesetzesentwurfs^{IX} erfolgreich Aufmerksamkeit auf das sprachliche Ungleichgewicht lenkte. Auch die *New York Times* griff das Thema auf und berichtete, dass sich hieran zeige, »wie in Deutschland mit seinen tief verwurzelten Geschlechternormen Sprachkonventionen zu einer Hürde auf dem Weg der Gleichberechtigung werden können«. ¹¹

Autor Nele Pollatschek hat ebenfalls etwas gegen die tief verwurzelten deutschen Geschlechternormen, bloß sieht sie die Lösung nicht im Gendern, sondern in einer Sprachentwicklung jenseits des Genderns – weshalb sie auch lieber Autor als Autorin ist. Ich gebe zu: Diese Fixierung auf Genitalien, dieses Gefühl, durch »:in« als Extrawurst auf sein Geschlecht reduziert zu werden, kenne ich. »Gendern ist eine sexistische Praxis, deren Ziel es ist, Sexismus zu bekämpfen«, schreibt Pollatschek im *Tagesspiegel*, wir fügen mit jedem :in implizit das Adjektiv »weiblich« hinzu, das uns vom anderen Geschlecht unterscheidet. ¹² Durch das Sichtbarmachen von Frauen wird der Fokus also auf ihre Andersartigkeit, nicht auf ihre Gleichberechtigung gelegt. Das leuchtet mir alles ein. Bloß: Ich weiß im Moment keine bessere Lösung. Denn im Englischen, auf das Pollatschek sich in ihren Beispielen bezieht, gibt es kein grammatikalisches Geschlecht, *the actor* ist erst mal neutral, erst durch die weibliche Form *the actress* wird das Neutrale zum Männlichen. Möglicherweise reformbedürftig, doch wir haben im Deutschen bis heute der, die, das. Wieso, weshalb, warum? Wer nicht (hinter)fragt, bleibt ...

Solange es das sprachliche Unsichtbarmachen von real existierenden strukturellen Ungleichgewichten gibt, bestehe ich weiterhin auf die weibliche Form, auch wenn das, nach Pollatschek, jedes Mal einem Ausruf von »Vagina!«^X gleichkommt. Also auch in diesem Buch, wo ein konsequenter Einsatz gegenderter Sprache tatsächlich präziser ist und eine nicht gegenderte Sprache verwirrend wäre. Denn die Art und Weise, wie wir im Alltag gendern, formt unbewusst unsere Wahrnehmung.

Während des Corona-Sommers 2020 habe ich im Radio ein Gespräch zwischen einem Korrespondenten und einem Moderator gehört. Es ging um die Frage, ob es (Stand: August 2020) wieder sicher sei, die Kinder in die Schule zu schicken. Gegendert wurden: Schülerinnen und Schüler, Lehrerinnen und Lehrer. Nicht gegendert wurden: Mediziner, Politiker, Forscher. Könnte das eventuell etwas mit Status zu tun haben? Dabei ist gerade im Bereich der öffentlichen Berufsbezeichnungen eine ausgeglichene sprachliche Repräsentation von Frauen und Männern ein Kriterium dafür, ob sich ein Kind eine berufliche Zukunft auf dem Gebiet zutraut.

Matthäus und Matilda

Ein Klassiker und Evergreen unter den Langzeit-Gender-Experimenten, der die Macht von Sprache und Wahrnehmung auf eine einfache Weise veranschaulicht, ist der sogenannte »Draw-a-Scientist«-Test. Seit mehr als 50 Jahren bekommen Kinder zwischen fünf und zwölf Jahren, meist in englischsprachigen Ländern, die Aufgabe, eine Person aus der Wissenschaft zu zeichnen. Und seit ebenfalls 50 Jahren zeigt ein Großteil der Zeichnungen eindeutig Männer in Laborkitteln. Typische »Accessoires« wie Bücher, Reagenzgläser oder auch einfach eine Brille sind dagegen häufiger auf Bildern mit Wissenschaftlerinnen zu sehen, ganz so, als wären Requisiten nötig, um eine Frau in diesem wissenschaftlichen Kontext erkennbar zu machen.^{XI} In der ersten Versuchsanordnung zwischen 1966 und 1977 zeigten von den 5000 Kinderzeichnungen nur 28 Wissenschaftlerinnen, und alle 28 waren von Mädchen gemalt worden. Weniger als ein Prozent der Kinder stellte sich unter *scientist* also eine Frau vor, allein unter den Mädchen waren es 1,2 Prozent. Diese Zahl ist im Laufe der Zeit stetig gestiegen, und vorangetrieben haben diese Veränderungen Mädchen. 1985 zeigten immerhin 33 Prozent ihrer Zeichnungen eine Frau, 2016 58 Prozent, zum ersten Mal hatten Mädchen also mehr Wissenschaftlerinnen als Wissenschaftler gemalt. (Jungen hingegen malen bis heute in neun von zehn Fällen einen Mann).¹³ Doch bevor wir uns

überschwänglich über den positiven Trend freuen – es gibt einen Haken: Je älter die Mädchen sind, desto weniger Wissenschaftlerinnen malen sie, ganz so, als würde das Leben junge Frauen desillusionieren und der Zuversicht einer wissenschaftlichen Karriere berauben, die sie als Sechsjährige noch hatten (70 Prozent malten eine Frau). Mit 16 Jahren malten nur noch 25 Prozent eine Wissenschaftlerin. So einfach das Experiment auch ist, so gut zeigt es die prävalenten Rollenverständnisse und Stereotype in der Gesellschaft im Wandel der Zeit. Denn auch die Anzahl der tatsächlichen Wissenschaftlerinnen ist in den letzten Jahren weltweit gestiegen, allerdings nicht in demselben Umfang wie ihre Repräsentation auf den Kinderbildern – und außerdem sehr abhängig vom Fachgebiet: In den Ingenieurwissenschaften waren es beispielsweise 2015 weltweit noch immer nur 28,4 Prozent.¹⁴

Unsichtbare Wissenschaftlerinnen erzeugen wir auch dadurch, *wie* wir über sie sprechen. Was haben Darwins Evolutionstheorie, die Newton'schen Gesetze, Einsteins Relativitätstheorie, die Mendel'schen Regeln und sogar Schrödingers Katze gemeinsam? Sie alle tragen den Namen ihres Entdeckers, genauer gesagt den Nachnamen. Was es nicht gibt, ist die Curie'sche Radioaktivität, die Meitner'sche Kernspaltung, den Goeppert-Mayer-Nukleus oder die Franklin'sche Doppelhelix-DNA ...

Die beiden letztgenannten Namen kannte ich bisher noch nicht. Ich musste googeln, um auf zwei Wissenschaftlerinnen zu stoßen, die bahnbrechende Entdeckungen gemacht haben. Rosalind Franklin entdeckte als Erste die Doppelhelix der DNA und hielt sie fotografisch fest. Das war 1952 ein Riesending, denn die Genforschung steckte noch in den Kinderschuhen, die DNA war gerade erst entdeckt worden, und noch wusste niemand so genau, wie sie aussieht. Antworten auf diese Frage konnten zur Entschlüsselung der Bestandteile und damit zu einer Bauanleitung allen Lebens führen. Dennoch ist Rosalind Franklin außerhalb von Fachkreisen kaum jemandem ein Begriff, geschweige denn ein geläufiger Name.

Wir kennen nicht nur mehr Männer beim Namen, manch einer wurde sogar regelrecht zur Marke. Der Nachname reicht aus, um ein Bild und eine

Leistung vor Augen zu haben. Apropos Bild: Wer kennt ihn nicht, den Zunge herausstreckenden Einstein, den Andy Warhol in leuchtenden Farben zur Ikone gemacht hat? Hingegen eine Physikerin in leuchtenden Farben, da kommt mir zumindest nichts in den Sinn.^{XII} Das ist kein Zufall! Amerikanische Studien haben gezeigt: Wenn wir in der dritten Person (also »sie/er«) über Menschen des öffentlichen Lebens sprechen, tendieren wir dazu, doppelt so häufig männliche Personen nur mit dem Nachnamen zu nennen als weibliche Personen, die eher mit Vor- und Nachnamen genannt werden.¹⁵ 2016 ist es im US-Wahlkampf Trump gegen Hillary Clinton so gewesen.^{XIII}

Auch in der deutschen Politikberichterstattung lassen sich Unterschiede in der Benennung von Frauen und Männern feststellen. Die Germanistin Mirjam Schuck untersuchte anhand einer Sammlung von über zwei Milliarden zufällig aus dem Internet gefischten deutschen Sätzen die verschiedenen Varianten der Namensgebungen rund um die damals (2014) in der Bekanntheit in etwa gleichauf liegenden Politiker:innen Angela Merkel und Gerhard Schröder.^{XIV} Analysiert wurden ausschließlich Sätze, in denen die beiden gemeinsam vorkamen. Sie stellte fest, dass »Schröder« alleine sehr viel häufiger verwendet wurde als »Merkel« alleine, dafür aber »die Merkel« oder »Frau Merkel« häufiger vorkamen als das männliche Pendant »der Schröder« oder »Herr Schröder«.¹⁶ Einige Stichproben meinerseits haben jedoch ergeben, dass sich zumindest in der Berichterstattung großer deutscher Medien eine geschlechtsneutrale Namensgebung etabliert zu haben scheint: einmalige Nennung von Vor- und Nachnamen und anschließend Nachname.

Und auch jenseits der Politik gibt es die etwas veraltete Tradition, Schauspielerinnen oder Sängerinnen als besonders divenmäßig, aber auch einzigartig überkommen zu lassen, indem man sie als Grande Dame von irgendwas bezeichnet und passend dazu mit einem Artikel versieht: die Dietrich, die Huppert, die Callas. Einzigartig eben. Diese Asymmetrie deutet darauf hin, dass wir Frauen in der Öffentlichkeit immer noch als Anomalie *Frau* markieren müssen. Ganz so, als müssten Frauen zu jeder Zeit als geschlechtliche Wesen erkennbar sein, während Männer einfach

Menschen sind. Und das spielt eine Rolle, weil Menschen, die schlicht beim Nachnamen genannt werden, für wichtiger und bekannter gehalten werden.

Geht es um eine Frau, dann gilt es auch, sie unmissverständlich auf ihren angestammten Platz zu verweisen: Sandra Ciesek, Direktorin des Instituts für Medizinische Virologie am Universitätsklinikum Frankfurt, die im Coronavirus-Update des NDR seit Herbst 2020 über Covid-19 informiert, wird im *Spiegel*-Interview als »Quotenfrau« und »die Neue an Drostens Seite«^{XV} bezeichnet. Mit »Drosten« ist natürlich Christian Drosten gemeint, der »Popstar« (auch Originalzitat!) unter den Virologen. Gerne wird eine Frau gleich in Relation zu einem Mann definiert: »Die neue Rezo geht durch die Decke«. So lautete im April 2020 in der *Neuen Zürcher Zeitung* die Überschrift eines Artikels über Mai Thi Nguyen-Kim, die mit ihrem Youtube-Kanal *maiLab* Naturwissenschaften so erklärt, dass wir sie alle verstehen. Nguyen-Kim hat Abschlüsse der Eliteunis MIT und Harvard, ist promovierte Chemikerin und preisgekrönte Wissenschaftsjournalistin. Dass uns für so eine außerordentlich erfolgreiche Frau als Vergleich bloß irgendein Mann einfällt, ist bezeichnend.

Und wenn wir über den Bekanntheitsgrad nachdenken, dann zeigt sich, dass dieser mit mehr Sichtbarkeit und höherem Status einhergeht, wodurch sich auch die Wahrscheinlichkeit erhöht, mit Preisen bedacht zu werden.^{XVI} Es geht im wahrsten Sinne des Wortes darum, sich einen Namen zu machen. Danach gilt: Wer hat, dem wird gegeben. Oder besser noch: Wen man kennt und erkennt, der wird anerkannt.

Dieses Phänomen heißt Matthäus-Effekt, benannt nach dem Apostel, und es gilt für die Wissenschaft, wo bekannte Persönlichkeiten ihre Aufsätze in renommierten Publikationen eher unterbringen können als weniger bekannte, genauso wie überall sonst seit biblischen Zeiten (wahrscheinlich aber auch schon davor).

»Denn wer da hat, dem wird gegeben, dass er die Fülle habe; wer aber nicht hat, *der* wird auch das genommen, was *sie* hat.«

So steht es im Matthäus-Evangelium (13:12). Okay, die weiblichen Pronomen im zweiten Teil des Satzes sind meine Korrekturen, die uns die Realität ein Stückchen näherbringen sollen. Denn angelehnt an das »Prinzip

der Erfolge«, beschrieben im Matthäus-Effekt, gibt es auch den umgekehrten Effekt – Matilda.

Der Matilda-Effekt, benannt nach der amerikanischen Frauenrechtlerin Matilda Joslyn Gage, die schon Mitte des 19. Jahrhunderts beklagte, dass Errungenschaften von Frauen in der Wissenschaft von deren Kollegen vereinnahmt werden, beschreibt also den gleichen Rückkopplungseffekt wie Matthäus, bloß mit negativen Vorzeichen. Es ist ein statistisch nachweisbarer Effekt, der veranschaulicht, wie weibliche Forschung bis heute nicht die Sichtbarkeit und Anerkennung findet, die sie verdient hat. Weibliche Erfolge werden immer noch häufig Männern zugeschrieben.¹⁷

Und wo wir von Erfolgen sprechen – die Bibel, weltweiter Bestseller, kann durchaus als bedeutender Erfolg bezeichnet werden. Doch wurde die Bibel wirklich ausschließlich von Männern geschrieben? Oder findet sich vielleicht sogar ein Matilda-Effekt im Matthäus-Evangelium? Margaret Rossiter, die Entdeckerin und Benennerin des Matilda-Effekts, berichtet über eine Priscilla, von der die Bibelforschung herausgefunden haben will, dass sie Teile des neuen Testaments verfasst hat. Weil die Informationslage im Internet dünn und uneindeutig war, habe ich mit Andrea Taschl-Erber gesprochen, der Bibelwissenschaftlerin und Expertin für die Rolle von Frauen im Neuen Testament, und sie nach Priscilla gefragt:

Priska, oder Priscilla, wie sie an einigen Stellen heißt, taucht im Neuen Testament mehrmals auf und ist offenbar eine wichtige Person im ersten Jahrhundert des entstehenden Christentums. Aber das Konzept von »Autorschaft«, wie wir es heute kennen, das gab es in der Antike hier so noch nicht: Die biblischen Texte sind teilweise über mehrere Generationen hinweg entstanden, als Arbeit eines Kollektivs. Gleichzeitig wissen wir, dass Frauen im frühen Christentum eine wichtige Rolle gespielt haben, und je mehr Menschen kollektiv an etwas arbeiteten, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, dass auch Frauen dabei waren und ihren Beitrag zur Entstehung geleistet haben. Möglicherweise als Ideengeberinnen, als diejenigen, die Überliefertes niederschrieben oder überarbeiteten. Markus, Matthäus, Lukas und Johannes, nach denen die Evangelien benannt sind, sind Traditionsnamen und eher als Sammelbezeichnungen für diese Kollektive zu verstehen, die über sehr lange Zeiträume an den Inhalten gearbeitet haben, es handelt sich also nicht um Namen konkreter Männer, die diese Geschichten aufschrieben. Ob aber nun Priska daran mitgeschrieben hat, das kann heute niemand